

Der Tote vom Hinterberg [Schluss]

Autor(en): **Wirth, Leo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576404>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Tote vom Hinterberg.

Roman in Bleistiftnotizen von Leo Wirth, Charlottenburg.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.

(Schluß).

Das war das Geheimnis vom Hinterberg! Die letzten Seiten des Tagebuches waren mit bebender Hand geschrieben; man konnte sie kaum noch entziffern.

Fritz schließt lautlos das Buch und steckt es schweigend in das Lederfutteral. Dann sehen sich die Freunde mit nassen Augen an. Durch den engen Raum ist ein großes Schicksal gegangen; es hat den jungen Menschen die Wangen gebleicht.

Draußen steht ein blasser Mond über bläulich schimmernden Firnen. Gegen den Hinterberg zu schleichen graue Nebel wie trauernde Frauengestalten die schwarzen Felswände entlang.

Auffspringend ruft Fritz aus: „Da ist ein Unglück geschehen! Wir müssen etwas tun!“

„Was?“ schreit erschrocken die Wirtin, die am Ofen eingeschlummert war.

„Ist vielleicht vor kurzem — in diesem Frühjahr — hier in der Nähe auf dem Hinterberg ein Toter gefunden worden?“

„Um Gottes willen, nein! Am Faulhorn hier herum ist seit Jahren keiner mehr verunglückt...“

„Dann rufen Sie Ihren Mann! Ein Toter liegt hier in der Nähe! Es muß eine Expedition zur Bergung der Leiche ausgerüstet werden!“

Die Frau ist entsetzt aufgesprungen. „Aber ums Himmels willen,“ schreit sie, „woher haben Sie nur diese schreckliche Geschichte? Und warum sitzen Sie stundenlang da und sagen kein Wort? Halten Sie mich doch nicht zum Narren!“

Durch das Lärmen der Frau aufmerksam geworden, kommt der Faulhornwirt herein, ein schlanker, zäher Mann mit rotem Bart. Er ist gleich Herr der Situation und faßt in seiner ruhigen Art die nötigen Entschlüsse. Früh am Morgen will er zwei Knechte holen drunten auf dem Maiensäß, mit Schaufeln, Hacken und einer Tragbahre. Die jungen Herren sollen zwei Stunden später zum See hinunterkommen; dort wollen alle fünf zusammentreffen, um dann vereint die Leiche am Hinterberg zu suchen.

In dieser Nacht können Fritz und Karl nicht schlafen. Eine große Unruhe herrscht im Hause. Die zwei Leute, die es bewohnen, sind aus ihrem alltäglichen Leben herausgerissen, sie fühlen die Nähe eines Unheimlichen und bereiten sich für eine letzte Menschenpflicht vor. Als der Morgen graut, hört man die Haustüre knarren und dann die schweren Schritte des Mannes den Berg hinunter verhallen. Er holt die Knechte vom Maiensäß herauf.

Die ganze Felsenwildnis des Hinterbergs im Umkreise der Steinbank, wo das Tagebuch und der Bergstock gefunden wurden, ist bis in ihre verborgensten Schlupfwinkel abgesucht und durchstöbert. Umsonst! Keine Spur hat sich gezeigt. Schon steht die Sonne in Mittagshöhe. Die fünf Männer sind müde geworden von der stundenlangen Aufregung und Hitze. Kein überhängender Felsblock, kein wucherndes Alpenrosengebüsch ist ihrer Aufmerksamkeit entgangen. Nun trocknen sie sich den Schweiß von den Stirnen und stehen ratlos da.

Etwas abseits an einem Vorsprung, von wo man hinunterfieht bis auf die Hütten der Aralp und auf den blauen Brienzensee, lehnt Karl in tiefen Gedanken. Sollte sich der Unglückliche vielleicht, einem letzten Wunsche folgend, noch einmal aufgerafft und bis hierher geschleppt haben, nachdem er sein Testament geborgen, um im Anblicke jener Alp zu sterben, die er so sehr geliebt?

Zu Karls Füßen liegt eine Masse harten Schnees vom vergangenen Winter her. Hier mag die weiße Kyklopenmauer einst viele Meter hoch gestanden haben, vom Sturm, der über den Grat geweht, immer verstärkt zu einem gewaltigen Bollwerk am Nordabsturz des Berges. Das mochte anzusehen sein wie die blitzende Zinne eines Gigantenschlosses, und der da droben stand, schaute wie ein König auf die Welt der Lebendigen nieder, die in Silberschleiern in der Tiefe lag.

In plötzlicher Gewißheit ruft Karl seinen Gefährten zu: „Hieher! Hier müßt ihr graben...“

Neuer Eifer ist in die Leute gekommen. Mit Schaufeln wird der feste Schnee sorgsam beseitigt. Blizend fliegen die weißen Schollen, von kräftiger Hand geschleudert, davon. Immer fieberhafter wird die Arbeit; unaufhörlich rinnt den Männern der Schweiß von den blutroten Gesichtern; in höchster Spannung verfolgen die zwei Touristen das Werk der Alpleute...

„Jetzt!“ Die Fremden schreien auf vor Erregung. Weiß wie der Schnee, der alles umgibt, ist eine menschliche Hand aus dem kalten Grabe hervorgetreten. Der Tote vom Hinterberg ist gefunden. Bald liegt der schwarzhaarige Kopf der Leiche bloß, dann der ganze große, schlanke Körper, im Tode noch ein Bild junger männlicher Kraft. Tiefdunkles, üppiges Lockenhaar umgibt ein leichenweißes Antlitz, von dessen Zügen der Tod nicht alle Spuren einstiger Schönheit weggenommen hat. Der von einem tiefbraunen, weichen Schnurrbart beschattete Mund ist fest geschlossen, die gebrochenen braunen Augen starren offen ins Leere. Ueber der Stirne ruht die schmale Marmorhand, als habe sie noch in der letzten Minute die Augen schützen wollen vor einem blendenden Licht, das aus der Weite kam, vielleicht vor Erinnerungen, die auf Sonnenstrahlen vorüberschwebten. Den glanzlosen dunkeln Augen des Toten aber entsteigt ein Weh, vor dem die starken Männer scheu zurückbeben. Dieses schneeweiße schmale Gesicht mit der schönen hohen Stirn, auf der die zarte Rechte liegt, spricht eine Sprache, vor der jeder andere Menschenlaut erschrocken verstummt. Da liegt es nun vor ihnen, furchtbare Wahrheit geworden, das grauenvolle Phantastiegemälde, das die Lektüre der vergangenen Nacht vor ihres Geistes Augen enthüllte. Für die zwei jungen Zeugen dieses Lebens und dieses Endes schläft hinter der bleichen Stirne des auf ewig Verstummten kein Geheimnis mehr. Sie haben es miterlebt, das Glück und die Verzweiflung dieses armen Fremden, der aus weiter weiter Ferne gekommen ist, um hier zu sterben, für den dort draußen in weiter weiter Ferne treue Herzen schlagen, Herzen, die ihn geliebt und verloren, um den sich dort draußen Augen rot weinen, aus denen ihm einst sein ganzer Jünglings-



C. A. Angst, Genf-Paris.

Engelsköpfchen.
Kohlenstiftzeichnung mit aufgehöhtem Weiß.

himmel gelacht. . . So ruht er aus von wildem Lebensdrang, hoch über Menschenfreud und Menschenleid, in Schönheit gestorben, wie er es gewollt. . .

Um ihn her breitet der Schnee seine kalten Riesenglieder, die den Körper so lang in eistiger Umarmung festgehalten. Und schon hat die Sonne mit ihren warmen sanften Händen des Toten Antlitz getrocknet, einen zarten Schimmer von Leben auf die schneeweißen Wangen gelegt. In stummer Andacht stehen die fünf Männer vor

der Leiche. Keiner spricht ein Wort; aber ihr Schweigen ist wie ein Gebet, das aus den verborgensten Tiefen kommt. Ringsum blühen himmelblaue Enzianen im Sonnenschein, der Schnee zerrinnt, flüsternd eilen geschwätzige Bächlein zu Tal. Aus der Tiefe aber lächelt das blaue Auge des Sees, die Höhen dampfen im Himmelslicht, und von den Maiensäfen herauf tönt fernes Herdenglockengeläut. Ueber allem Tode triumphiert das Leben; denn fein ist das Recht und der Sieg. . .

Charles Albert Angst.

Mit einer Kunstbeilage und elf Reproduktionen im Texte.

C. A. Angst gehört zu einer Gruppe welscher Künstler, die in Paris ihre Ausbildung erhalten, ihre bestimmten Eindrücke empfangen haben. Vor einem Jahre ungefähr lernten wir in unserm Zürcher Künstlerhaus die drei Welschen, die Genfer Dunand und Angst und den Neuenburger Gallet, in einer Sonderausstellung zusammen mit Bieler kennen. Eine nicht gewöhnliche Vielseitigkeit stach an ihnen hervor. Alle drei zeigten sich als Leute, die man nicht ohne weiteres in ein bestimmtes Schubfach einreihen kann; gemeinsam war ihnen der Zug, in enger Fühlung mit dem handwerklich Technischen zu bleiben, das Material, in dem sie bildeten, durch eigener Hände Arbeit aufs genaueste zu ergründen und zu meistern.

Angsts Vater ist Schreiner (von zürcherischer Herkunft); bei ihm lernte der in Genf 1875 geborene Sohn alles, was sich auf Hölzer und deren Bearbeitung bezieht, aus eigener Anschauung kennen. In der Genfer Ecole des Arts industriels machte er seine erste künstlerische Lernzeit durch. Dann empfahl ihn sein Lehrer Jacques an den ausgezeichneten Pariser Skulptor Dampf, der an dem jungen Genfer rasch Interesse fand. In dieser trefflichen Schule entfalteten sich die künstlerischen Kräfte in Angst bald aufs Schönste, ohne daß seine Individualität in eine drückende Abhängigkeit von dem Meister geriet. Als ein völlig Selbständiger tritt uns Albert Angst heute gegenüber.

L'artisan (S. 557) hat Angst die Holzskulptur getauft, die einen nachdenklichen, einfachen Handwerksmann mit dem Hobel in der Rechten zeigt. Wir haben es mit einem ausgezeichneten Porträt seines Vaters zu tun, in dem alles zu sprechendem Leben gelangt ist: der durchgearbeitete, harte Kopf, die leicht gebückte Haltung, die derben Arbeiterhände. Und mit welcher meisterlichen Breite ist das alles aus dem Holz herausgeholt, wie wird dem Material nicht zugemutet, was es nicht herzugeben befähigt ist, wie verliert sich der Künstler keinen Augenblick ins Kleinliche eines überflüssigen De-

tails! Mit gutem Recht hat seinerzeit in Genf die eidg. Kunstkommission dieses aus einem kräftigen Realismus und vollem technischen Können geborene Werk erworben.

Eine eigentliche Spezialität hat sich Angst, was gerade bei einem Dampf-Schüler nahe lag, aus der künstlerischen Wiedergabe des Kindes gemacht. Eine Anzahl von Zeichnungen (S. 548 f. 551 u. die Kunstbeilage) belegen, mit welcher Feinheit Angst in dieser Domäne sich bewegt: diese pausbäckigen Kinderköpfe aus einem Alter,



C. A. Angst, Genf-Paris. Kinderbildnis. Bronze.

wo alles noch eine gewisse weiche Unbestimmtheit an sich trägt, wo die Fettpolster und Fettwülste Gesicht und Körper mollig und drollig machen, bedürfen wohl eines besondern Lobes nicht. Bemerkenswert ist, wie sich der Zeichner Angst von der plastischen Wirkung der Formen und ihrer Hülle Rechenschaft gibt — man könnte aus den Zeichnungen schon auf einen Plastiker schließen. Von diesen Zeichnungen schweift dann der Blick weiter zu den Marmor- und Bronzesachen, deren entzückenden Inhalt das Kind abgibt. Was für ein köstliches Werk ist die Bronze des Kindchens, das an einem Finger seines linken Händchens lutscht (S. nebenstehende Abb.). Mit wahrer Andacht liegt das Kleine diesem Geschäft ob, voll behaglicher Glücksempfindung. Von dem feinen Spiel des Lichtes, das über diese weichen Formen hingleitet und sie lebendig macht, gibt auch die Reproduktion einen

Begriff. Zu dieser in Licht und Schatten so reich belebten Weichheit dann als Kontrast etwa die scharfe Bestimmtheit des Augenlides. Weiterhin dann die beiden Marmorarbeiten: das glücklich erwachte Kindlein auf dem Ruhsbett, in unendlichem Wohlbehagen sich räfelnd (S. 554), und das, allegorisch, als Frühlingssbote von der winterlichen Frauengestalt ins lachende, blühende Leben hineingestellte Kind (die Genfer haben diese Printemps-Gruppe für ihr Museum erworben, während das liegende Kind — Heures brèves — als Erwerbung der Gottfried Keller-Stiftung im Zürcher Kunsthaus seinen Platz finden